

Markus Denkler (Hg). 2008. *Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen*. Münster: Aschendorff. 246 S.

André Meinunger

Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft (ZAS)
Schützenstr. 18
D-10117 Berlin
andre@zas.gwz-berlin.de

Seit Herbst 2008 ist *Frischwärts und unkaputtbar* auf dem Markt. Und das ist gut so! Im Zuge der Quasi-Hysterie um Bastian Sick, seinen Zwiebelfisch und die Bände *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod* (Band 1-3) erscheinen immer mehr Bücher und Medienbeiträge zur Thematik populäre Sprachkritik, Grammatik für Interessierte, gutes und richtiges Deutsch. Ähnlich wie bei Sick wird allenthalben ein belehrender Ton angeschlagen. Es wird gesagt, was richtig ist, was falsch, was gut und was schlecht, beim Sprechen und beim Schreiben, was meist gar nicht getrennt betrachtet wird. Oft kommt dann auch noch eine fragwürdige Begründung für das Urteil.¹ Immer jedenfalls sind die Autoren überzeugt, dass wir in einer Zeit eines nie gekannten Ausmaßes an Sprachverfall leben. Anders beim vorliegenden Band: Da stellt man nämlich im Untertitel die Frage: *Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen*. Der Untertitel scheint mir gelungener als der eigentliche zu sein, hat er auch einen direkten Bezug zum eigentlichen Thema des Sammelbandes. Um *frischwärts und unkaputtbar* geht es nämlich gar nicht (vordergründig); eher kann es sein, dass der Buchtitel zu Verwechslungen mit dem Büchlein *Vernäht und zugeflickt*, das im selben Jahr im Dudenverlag erschien, kommt. In diesem ähnlich getauften und dimensionierten Buch aus dem renommierten Publikationshaus geht es – zumindest am Anfang – auch um die Frage Sprachverfall; auch da wird eher Entwarnung gegeben und für einen differenzierten Blick und besonnenen Zugang geworben. In *Frischwärts und unkaputtbar* wird hinterfragt, unvoreingenommen abgewogen und durchaus kritisch diskutiert und bewertet, was sich in unserer Gegenwartssprache, besonders in der heranwachsenden Generation, beobachten lässt. Die Autoren der einzelnen Beiträge des Bandes gehören mehrheitlich dem Lehrkörper der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster an. Diese organisierten im Jahr der Geisteswissenschaften

¹ Die gemeinten Autoren heißen unter anderem: Wolf Schneider, Dieter E. Zimmer, Eike Christian Hirsch, Ruprecht Skasa-Weiß, Stefan Gärtner, Walter Krämer und Roland Kaehlbrandt (Bücher); Sönke Krüger und Brigitte Grunert (Zeitungs-Kolumnen).

2007 eine Vortragsreihe zum Verhältnis von öffentlicher Sprachkritik und akademischer Grammatikforschung, deren Ergebnisse hier zusammengestellt sind. Daneben konnten weitere renommierte Linguisten für das Unterfangen gewonnen werden: Christa Dürscheid (Zürich), Stephan Elspaß (Augsburg), Reinhard Fiedler (Mannheim) und Ludger Hoffmann (Dortmund).

Der erste Beitrag, verfasst von Markus Denkler und Dorothee Meer mit dem langen Titel *Die deutsche Sprache baumelt völlig orientierungslos vor sich hin – Die ‚Verlotterung‘ der deutschen Sprache und die Sprachwissenschaft*, stellt gewissermaßen eine Einleitung zur Thematik und somit zum gesamten Band dar. Im ersten Abschnitt wird richtig festgestellt: „Sprachwächter und Sprachwissenschaftler stehen sich also in Fragen der Sprachkritik relativ unversöhnlich gegenüber“ (S. 14). Im zweiten Teil schlagen sich die Autoren anhand einiger Beispiele, die wiederholt von Sprachhütern gebrandmarkt werden, auf die Seite der Akademiker, tun dies aber nicht arrogant-apodiktisch, sondern bemühen sich um überzeugende Argumente. Diese sind zum Teil ganz konkreter Natur, wie die Verwendung von ‚Adverbien‘ auf *-weise* in attributiver Funktion innerhalb von Nominalphrasen oder das gelegentliche Nebeneinander von Perfekt-Partizipien, das eine nach dem schwachen, das andere nach dem starken Konjugationsmuster, für ein und dasselbe Verb. Andererseits werden ganze Varietäten besprochen, die häufig ins Kreuzfeuer der Sprachkritik geraten: Jugend- und Mediensprache, besonders deren Affinität zu Anglizismen. Hier wird richtig betont, dass Varietäten eine Sprache durchaus bereichern und ihren Sinn haben: den der sprachlichen Abgrenzung einerseits und Identitätsstiftung andererseits. Solange eine Varietät nicht die einzige Weise ist, in der ein Mensch zu kommunizieren vermag, sollte man nicht von generellem Sprachverfall reden. Den sahen (und sehen) aber wohl doch interessierte Laien und Lehrer im Anmarsch, was im Artikel nachzulesen ist. Wie dieser Meinungsverschiedenheit begegnet werden kann, vermögen auch die Autoren nicht befriedigend zu klären. Der Ruf nach Empirisierung der Forschung kann m. E. allenfalls nur ein Punkt sein. Ohne die gemeinsame Diskussion und beiderseitiges Wohlwollen der Gesprächspartner jedoch wird es nicht gehen. Das liest man auch aus den beiden letzten Abschnitten heraus. Unklar bleibt die kommunikative Absicht der Verfasser. Sollte die Gemütsverfassung der Diskutanten während der Podiumsdiskussion wiedergegeben werden oder die allgemeine Situation des Akademiker-Pädagogen-Diskurses? Oder aber wollten die Autoren ihre eigene Einschätzung der Lage samt Lösungsvorschlägen darstellen? Wohl vom allem etwas – und dieses Unterfangen musste wohl in einem eher heterogenen Artikel enden, der dennoch lesenswert ist.

Ein ganz klares Ziel hat der Beitrag von Elvira Topalović und Stefan Elspaß *Die deutsche Sprache – ein Irrgarten?*. Sie wollen zei-

gen, dass der derzeit populärste Sprachpfleger, der eingangs erwähnte Spiegelredakteur Bastian Sick, mit vielen seiner Aussagen zur deutschen Sprache linguistisch gesehen häufig falsche und fragwürdige Dinge verbreitet. Aber der Artikel tut mehr als das. Zu Beginn gibt er eine gute Charakterisierung des Verhältnisses von Sprachwissenschaft und Sprachpflege und stellt fest, dass das Konzept von Sprachwandel in den Köpfen vieler verbissener Sprachpfleger nicht die gebührende Aufmerksamkeit bekommt. Das ist ein wichtiger Punkt, ganz richtig verbunden mit dem Hinweis auf einschlägige Arbeiten von Rudi Keller.² Nachdem die Autoren zeigen, dass Sicks Anliegen nicht neu ist und in ganz ähnlicher Form schon seit über 100 Jahren praktiziert wird, gehen sie zu konkreten Aussagen bezüglich bestimmter sprachlicher Erscheinungen über: Partizipial-, Verlaufsformen und ‚Ultra-Perfekt‘. Dabei legen sie eine Kompetenz an den Tag, wie man sie aus Maitz und Elspaß (2007) kennt und schätzt (vgl. auch Meinunger 2008). Genau wie da wird vor den Sick-Urteilen gewarnt, wegen ihrer zu vorschnellen Vereinfachung und häufigen Unhaltbarkeit. Sick trifft einen viele Leser ansprechenden Ton. Deshalb mag man sich wünschen, seine Beiträge würden kompetenter. Mir scheint, das ist möglich. Sicks Kolumnen werden derzeit etwas besser. Vielleicht haben unter anderem die hier erwähnten Beiträge schon gefruchtet.

Auch im folgenden Aufsatz *Sprachwandel oder Verlotterungsprozesse – Versuch einer Versachlichung* bemühen sich die Autoren Andreas Bittner und Klaus-Michael Köpcke um eine Objektivierung der aufgeheizten Situation und empfehlen als erstes eine neutrale Diskussion mit dem nicht-tendenziösen Begriff ‚Sprachwandel‘ statt ‚verfall‘ oder ‚verlotterung‘.³ Anschließend betrachten sie konkrete Fälle, zunächst den Wortschatz betreffend. Sie stellen fest, dass Anglizismen durchaus zunehmen, diese aber ziemlich gut in die deutsche Grammatik integriert werden: Substantive zum Beispiel werden einem Genus zugeordnet und erhalten der Flexionsklasse entsprechend eine ‚typisch deutsche‘ Pluralendung, längst nicht immer das englische Einheits-s, eine Ansicht, die viele allgemein anerkannte Linguisten teilen (vgl.

² Wohl aus Platzgründen kann Kellers Theorie der unsichtbaren Hand im zu besprechenden Aufsatz nicht ausführlich vorgestellt werden. Vollkommen richtig ist der Verweis auf Kellers Analyse von Sprache als Phänomen der dritten Art; Keller selbst würde jedoch dem Satz „Da sich kommunikative Bedürfnisse aber ständig ändern (weil sich auch die Welt und die gesellschaftlichen Umstände ändern), verändern auch die Sprecher/innen fortwährend ihre Sprache“ (S. 39) in dieser Form widersprechen (vgl. Keller 2003: 19f.).

³ In Meinunger (2009) kann man sogar lesen, dass immer häufiger Todesvokabular benützt wird: die Sprache stirbt/verendet/geht zugrunde/ ist todgeweiht etc.

Eisenberg 2008). Den Hauptteil des Beitrags macht die Diskussion einschlägiger Beispiele aus: Kasusabbau und Flexionsklassenwechsel bei Substantiven oder der Übergang von der starken zur schwachen Konjugation bei Verben. Hier findet man auch die leserfreundlichen Tabellen und Darstellungen, die man als Linguist aus den wissenschaftlichen Arbeiten der Autoren kennt.⁴ Diese scheinen mir sehr dienlich, die Problematik für Laien verständlich zu machen. Interessierten wird ein schöner Einblick in die Natürlichkeitstheorie und in die Sprachwirklichkeit geboten. Die Autoren enden mit einem Vorschlag, wie das Wissen um Sprachwandel in den (Deutsch-)Unterricht eingebunden werden kann: mit der Kenntnisnahme, dass sich Sprache notwendigerweise verändert, dass es zeitgleich verschiedene Register gibt und dass es wichtig ist, beim Kommunizieren die angemessene Variante zu wählen.

Ebendiese Thematik, nämlich das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit und deren Beurteilung innerhalb der Linguistik einerseits und der interessierten Öffentlichkeit andererseits wird sehr treffend zum Anfang des folgenden Beitrags *Gesprochene Sprache – chaotisch und regellos?* von Reinhard Fiehler dargestellt. In der gelungenen Beschreibung der Situation, vor allem die neuere Forschung betreffend, fehlt mir jedoch ein Verweis auf die nicht nur in der Romanistik bekannten Autoren Koch und Oesterreicher (z. B. 1997; Wolfgang Imo – zwei Beiträge weiter – tut dies). Nach der Einleitung präsentiert Fiehler ‚Handicaps der gesprochenen Sprache‘, d. h. er nennt die Gründe für die Reserviertheit der Forscher gegenüber spontaner gesprochener Sprache: die Anschaulichkeit von Texten, die philologische Tradition, das Prestige von Schriftlichkeit, der geringe Kenntnisstand über die Besonderheiten mündlicher Sprachproduktion, das Fehlen von Verfahren, mündliche Sprache adäquat und dabei gleichzeitig anschaulich und für die Theoriebildung handhabbar darzustellen. Diskutiert werden dann ganz kurz zwei Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache. Der erste betrifft die Kommunikationssituation: mündliche Sprache ist spontan, interaktiv eingebettet in einen situativen Kontext und wird begleitet von Mimik und Gestik; schriftliche nicht. Der zweite Unterschied, den Fiehler allerdings im gesamten Aufsatz häppchenweise thematisiert, sind spezifisch sprechsprachliche Strukturen

⁴ Dies gibt mir die Gelegenheit, auf eine Ausnahme, die wohl die Regel bestätigt, hinzuweisen. Unter der dies illustrierenden Tabelle 3 (S. 70) liest man: „Als letzte Bastion starken Flexionsverhaltens beim Übergang zur regelmäßigeren schwachen Konjugation fungiert das Partizip II“. Davon abweichend nun: das Verb *fragen*. Während *frug* als Präteritalform noch hin und wieder auftaucht, ist nur die schwache Partizip-II-Form *gefragt* zulässig (**gefragen*; pers. Mitteilung H. Wegener)

und Konstruktionen: Linksversetzung, abhängige Verbzweitsätze, Apokoinukonstruktionen, Ellipsen, Possessiv-Dativ usw. Vielleicht hält Fiehler es für überflüssig, schwierig in der Auswahl oder verwirrend, Kolleg(inn)en mit einschlägigen Werken zu nennen. Mir scheint, er hätte einige zeitgenössische Arbeiten aufzählen sollen. Fiehler schließt überzeugend und bildreich mit seinem Credo, dass mündliche Sprache nicht regellos ist, sondern ihren eigenen erforschbaren und funktional begründbaren Gesetzen folgt.

Im nächsten Beitrag fragt die *weil&obwohl*+Verbzweit-Expertin Susanne Günthner *Geht die Nebensatzstellung im Deutschen verloren?* Damit greift sie die öffentliche Diskussion auf. Vom Sprach-Comedian bis zur Intellektuellen- und Elite-Presse (Die Zeit, FAZ) wird die Konstruktion sprachkritisch stigmatisiert. Leider zeigt die Autorin nicht sehr deutlich, dass es Kontexte gibt, in denen *weil* mit Verbletz-Stellung verwendet werden muss, nämlich im Mittel- und im Vorfeld: *Weil ich den Beitrag gut finde, schreibe ich etwas Positives darüber* vs. **Weil ich finde den Beitrag gut, schreibe ich etwas Positives darüber*. Diese Beispiele haben m. E. den größten Überzeugungswert, wenn es um *weil* und Sprachverfall geht. Mit Sicherheit weiß die Autorin auch über diesen Zusammenhang Bescheid. Immerhin entscheidet sie sich für den Frage-Antwort-Test: A: *Warum?* B: *Weil er mir gefällt* vs. *Weil er gefällt mir*. Damit ist erst einmal gezeigt, dass die Nebensatzstellung nicht verschwindet, sondern dass nur unter bestimmten Bedingungen auch *weil* mit Hauptsatzstellung verwendet wird. Diese Restriktionen werden dann von der Autorin exploriert. Kurz gesagt ist *weil* mit Hauptsatzstellung akzeptabel und wird auch so verwendet, wenn der Begründungssatz relativ selbständig ist, was heißt, dass er nicht das Ereignis im übergeordneten Satz begründet, sondern wenn er als unabhängiger Satz einen Grund für den Sprechakt, also der Aussage liefert. Deutlich wird das bei anderen Illokutionen wie in Fragen oder bei Aufforderungen: *Bist du krank, – weil du siehst so aus?* Hier wird ganz eindeutig nicht ein Grund für das Kranksein verbalisiert, sondern der Sprecher begründet, warum er die Frage stellt. Das sagt auch der Artikel – weil er sich aber an Nichtlinguisten richtet, was sonst hervorragend bewerkstelligt wird, hätte dieser Aspekt deutlicher ausfallen können. Ein Abschnitt ist dem verwandten Fall mit *obwohl* gewidmet, vielleicht auch um zu zeigen, dass und wie hier allgemeinsprachliche Muster befolgt werden. Fazit: es gibt keinen Anlass zur Sorge: „Die Hauptsatzstellung breitet sich keineswegs in allen Nebensätzen aus“ (S. 123).

Im Anschluss schreibt Benjamin Stoltenburg über das Adjektiv *lecker* und fragt, ob Konstruktionen wie *ein lecker (lecka) Pilsken trinken* ein Zeichen dafür sind, dass unsere deutsche, besonders komplexe Adjektivflexion ‚verfällt‘. Wohlgermerkt, es geht um dieses eine

(west-)deutsche Wort. Wahrscheinlich deshalb tourt der Autor durch Linguistik und Sprachwirklichkeit und diskutiert Probleme (Form und Funktion von Attributen, grammatische Redundanz (im Lateinischen!), Referenzsemantik), kopiert Seiten aus dem Dialektatlas und zeigt Fotos von Speisekarten und einer mittelalterlichen Handschrift, vieles abseits der eigentlichen Fragestellung. Der Vergleich mit anderen nicht flektierten Adjektiven wie *lila*, *rosa*, *prima* oder *super* ist viel zu kurz. Ich halte eine westdeutsche Doppel-Kategorisierung von *lecker* als emotives oder expressives Adjektiv, das sich in den betroffenen Varianten (neben rheinischen Dialekten auch in der Jugendsprache) eben wie *prima* verhält für sehr wahrscheinlich. Hinzu kommt, dass nicht nur von der Bedeutung her (*prima*, *super*, *lecker*), sondern auch von der Form her – Endung auf eine *a*-Variante –, eine Parallele zu den betreffenden Adjektiven gegeben ist: Stoltenburg selbst schreibt *lecker* (evtl. auch *supa*). Mehr noch könnte und müsste dann zur (umgangssprachlichen Vermeidung von) Verkettung gleichlautender Morpheme gesagt werden. Man trifft durchaus auf vergleichbare Verbindungen wie *ein bitter_Nachgeschmack*, *teuer_Spaß*, *ander_Mal*. Das findet man jedoch nicht, stattdessen eben einen unterhaltsamen Mix aus dem großen Nähkasten der Sprachwissenschaft.

Ein wichtiges Thema spricht Wolfgang Imo an: Wie ändert sich die Norm, also warum sind heute sprachliche Erscheinungen von Standardisierungsinstitutionen (z. B. Duden) legitimiert, die früher stigmatisiert wurden. Natürlich hängt das mit dem Sprachwandel zusammen; aber wieso passt sich ein dezidiert normatives und konservatives Werk den tatsächlichen Sprachgewohnheiten an und erklärt ehemalige Verstöße für nunmehr grammatikalisch akzeptabel? Diese Frage impliziert, dass der Duden und seine Verfechter flexibel sind. Imo zeigt an konkreten Beispielen und Aussagen, dass dem tatsächlich so ist. Dann diskutiert er zwei grammatische Erscheinungen: *weil* mit Hauptsatzstellung und *am*-Progressiv. Hier soll das nicht weiter erörtert werden. Bei aller Zustimmung möchte ich lediglich bestreiten, dass „die Verwendung von *am* mit einem substantivierten Infinitiv bei allen Verben möglich [ist]“ (S. 165). Stative Verben erlauben das in sämtlichen Registern meiner Meinung nach nicht, genauso wenig wie ihre englischen Pendanten das Present Continuous: **Er ist einen Weißrussen am Kennen* oder **Sie ist einen Porsche am Besitzen*.⁵ Für sehr wichtig und gut gelungen halte ich die beiden letzten Abschnitte. Imo erklärt (sich) den Weg ehemals stigmatisierter sprachlicher Erschei-

⁵ Das liegt natürlich an der Ereignisstruktur der Prädikate. Darüber hinaus interessant ist wohl die Schreibung: *Ich bin eine zweite Tasse Kaffee am kochen* (klein), (S. 165) vs. *Sie ist den Kaffee am Kochen* (groß), (S. 166).

nungen über die Schrift-Medien – erst Internet, dann Zeitung. Ich denke, dass die zunehmende Toleranz der Dudenredakteure durchaus auch auf den Einfluss diplomatischer Linguisten zurückzuführen ist. Vielleicht trägt das vorliegende Buch auch einen kleinen Teil zur Annäherung von Sprachwissenschaft und Sprachkritik, Sprachlehre und Sprachnormierung bei – und zu einer differenzierteren Haltung zur Norm im Unterricht.⁶

Einem didaktischen Problem wendet sich auch Christa Dürscheid zu: *Welchen Stellenwert hat Jugendsprache im Unterricht?* Sie stellt zunächst klar, dass es ihr nicht um die Verwendung von Halbstarckenslang in der Schule geht, sondern darum, ob die Varietät Jugendsprache zum Gegenstand des Deutschunterrichts gemacht werden soll oder nicht, und wenn ja, in welcher Form. Dann verweist sie auf die Arbeit von Androutsopoulos (1998) und stellt einige Beispiele vor, zum Beispiel die Bricolage (Wortspielereien) oder absichtliche Falschschreibung (Mimisierung der Auslautverhärtung: *hap dich liep*). Ein großes Verdienst kommt der Autorin im Hinblick auf den Linguisten-Sprachkritiker-Streit zu. Sie verbalisiert die Lobpreisung der Kreativität von Jugendsprache (Meliorisierung) seitens der Linguisten und stellt sie der pauschalen Ablehnung auf Sprachhüterseite entgegen und mahnt eine „differenziertere Sichtweise“ an (S. 189). Im Anschluss untersucht sie das Schreibverhalten und die Orthographiekenntnisse der jungen Generation und widerspricht den gängigen Thesen vom drohenden Analphabetismus und Sprachverfall (à la Zimmer 2005). Abschließend resümiert Dürscheid, erkennt dabei die Bedeutung der Varietät Jugendsprache an und macht Vorschläge für die Integration des Themas in den Schulunterricht.⁷

Der Beitrag von Christina Noack *Wenn der Hont auf dem Faarrat Kuren holt* vermittelt drei Erkenntnisse: (i) Schreibung, d. h. die Beherrschung des schriftlichen Festhaltens von Sprache, und Rechtschreibung, also Orthographie, sind zwei ganz verschiedene Sachen, (ii) Kinder lernen das Schreiben in bestimmten Stufen, und (iii) das pädagogisch-didaktische Fazit: „Mit dem gesteuerten Schriffterwerb bis zur Einschulung zu warten [...] bedeutet [...] wertvolle Zeit zu verschenken“ (S. 217). Die erste Erkenntnis kann nicht oft genug betont werden. Die zweite ist wohl auch unstrittig und wird auf sehr possier-

⁶ Im Literaturverzeichnis fehlen bei den Bänden unter Herausgeberschaft die Jahreszahlen.

⁷ Die Tatsache, dass das Bundesministerium für Bildung und Forschung zum Tag der Talente 2009 einen von insgesamt drei Workshops für die besten Schüler Deutschlands dem Thema Jugendsprache widmet, ist ein weiteres Indiz für die Relevanz des Themas, und die Organisatoren werden sicherlich Dürscheids Thesen einfließen lassen.

liche Weise mit ‚Kindermund und -hand‘ illustriert.⁸ Die dritte ist immerhin provokant und diskussionswürdig. Interessant für mich war die partielle Parallelität von kindlichem Schrift- bzw. Rechtschreiberwerb und der historischen Entwicklung von Schrifttum. Was der fünfjährige ABC-Schütze (S. 210) abliefert, sieht so ganz ähnlich aus wie *scriptio continua*-Zeugnisse, die man aus antiken Inschriften kennt. Viele andere Gemeinsamkeiten drängen sich auf. Auch deshalb „lohnt es, die Kinder selbst nach ihren Gründen für die Schreibungen zu befragen“ (S. 213).

Sehr ambitioniert ist der letzte Beitrag von Ludger Hoffmann: *Wozu wir Grammatik brauchen*. Auch der Stil ist bisweilen anspruchsvoll verwirrend. Es bleibt unklar, an wen sich der Autor wendet. Für interessierte Laien scheint mir der Aufsatz zu überfrachtet: Man findet Reflexionen über Sprachakttheorie, eine Kurzeinführung in das Konzept der Definitheit und Theorien der Referenz, Bemerkungen zum Sprachwandel, ein Gedicht von Brecht, Auszüge aus Brehms Tierleben oder einen vor Fehler strotzenden Schüleraufsatz. Die Beispiele stammen aus dem älteren oder jüngsten Deutsch genauso wie aus einer äthiopischen Sprache. Auch die Illustrationen verlangen dem Leser einiges ab: ungewöhnliche Baumgraphen oder Bildchen von versteckten Löwen, die man sehr schlecht erkennt (wofür der Autor sicher nichts kann). Es könnte sein, dass der geneigte Laie von alledem überfordert ist, genauso wie von der ambigen Verwendung mancher Termini: *Prädikat* zum Beispiel (logisch oder grammatisch). So auch *Grammatik*. Viele denken dabei zuerst an ein Regelwerk in Buchform oder an das Schulfach. So liest sich auch der Titel: Inwiefern brauchen wir mehr oder besseren Grammatikunterricht? Diese Frage hat Hoffmann auch im Sinn; viel mehr geht es ihm aber um das Regelwerk, das unsere natürliche menschliche Sprache determiniert. Natürlich eine spannende Frage. Inwiefern der Leser Antworten bekommt, möge er selbst feststellen. Vielleicht unterschätze ich die Schüler, Studenten, Lehrer und alle an Sprache Interessierten. Denen jedenfalls empfehle ich den Band uneingeschränkt.

Das Buch vereinigt gelungene Beiträge zur Diskussion um Sprache, Sprachverfall oder Sprachwandel. Dabei stellt es sich gegen die stark wertenden und stigmatisierenden Arbeiten der derzeit sehr populären Sprachkritik, ohne die sonst so beklagte elitäre Ignoranz der Wissenschaft an den Tag zu legen. Der Ton ist moderat, die Form also gewahrt. Und der Inhalt ist lehrreich. Das Buch sollte in der Schule im

⁸ Die sich in der Kinderschreibung niederschlagende R-Vokalisierung und vor allem die Schwa-Tilgung sind sicherlich nicht auf das Norddeutsche beschränkt, wie unter Punkt b), (S. 211) behauptet.

Deutschunterricht und an Hochschulen und Universitäten in Didaktik- und „unteren“ Grammatik-Kursen eingesetzt werden.

Literatur

- Androutopoulos, Jannis K. 1998. *Deutsche Jugendsprache. Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen*. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang.
- Eisenberg, Peter. 2008. *Schweigt stille, plaudert nicht. Der öffentliche Diskurs über die deutsche Sprache*. Mannheim: Dudenverlag. Öffentliche Rede anlässlich der Verleihung des Duden-Preises (12.03.2008).
- Keller, Rudi. 2003. *Sprachwandel*, 3. Auflage. Stuttgart: UTB A. Francke.
- Koch, Peter & Wulf Oesterreicher. 1997. Schriftlichkeit und Sprache. In: Hartmut Günther & Otto Ludwig (Hg.). *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1). 1. Halbband. Berlin, New York: Mouton de Gruyter. 587-604.
- Maitz, Péter & Stephan Elspaß. 2007. Warum der „Zwiebelfisch“ nicht in den Deutschunterricht gehört. In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 34, H. 5, 515-526.
- Meinunger, André. 2008. *Sick of Sick? – Ein Streifzug durch die Sprache als Antwort auf den Zwiebelfisch*. Berlin: Kadmos Kulturverlag.
- Meinunger, André. 2009. Mosern wir halt ein bisschen – Über den Zustand der deutschen Sprache. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes*, H. 1, 36-61.
- Zimmer, Dieter E. 2005. *Sprache in Zeiten ihrer Unverbesserlichkeit*. Hamburg: Hoffmann und Campe.